





Heimkehr der Tuareg

Fünf Jahre lang tobte im Norden Malis ein ethnischer Konflikt zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen. 150 000 Tuareg mußten in die Nachbarländer fliehen. Nach dem Friedensschluß kehren die Menschen zurück. Wovon sie leben sollen, ist ungewiß. Um den Frieden bewahren zu helfen, hat das BMZ das „Programm Mali Nord“ aufgelegt.

Michael Netzhammer

Nock Ag Attia wälzt seinen massigen Körper in die Schräglage, nippt an seinem Tee und blickt hinunter zum Niger, auf dem Schiffer ihre Pirogen mit Stangen flußaufwärts staken. Am Flußrand äsen Kühe, zwei Hunde balgen um einen Knochen und der Frieden wird nur vom Lärm der Motorpumpe gestört, die Wasser in die neu angelegten Reisfelder pumpt. Vor zwei Jahren noch herrschte in Tienkour gespenstische Ruhe. Das Schulgebäude war zerstört, die Motorpumpe geklaut und Nock Ag Attia, der einflußreiche Tuaregführer, konnte seine Heimatstadt nicht betreten. Seine Gegner hätten ihn ermordet.

Fünf Jahre tobte ein blutiger Krieg im Norden Malis. Was 1990 als Unabhängigkeitskampf einiger Tuaregrebellen im Nordosten begann, wuchs sich zu einem ethnischen Konflikt zwischen „weißen“ Berberstämmen und „schwarzen“ Bevölkerungsgruppen im Norden aus. Vor den Kämpfen flüchteten die schwarzen Bellah- und Songoigruppen in den von der Armee kontrollierten Süden, die „weißen“ Tuareg und Mauren ins benachbarte Ausland. Mehr als 150 000 Menschen siedelten sich in großen Lagern entlang der Grenze an. Die Betreuung durch das Flüchtlingswerk der Vereinten Natio-

▷ nen (UNHCR) erreichte längst nicht alle. Zurück blieb ein menschenleerer, zerstörter Landstrich.

Das ist Vergangenheit. Nachdem sich die Gruppen versöhnt haben, kehren die Menschen zurück.

Nock Ag Attia hat viele Freunde verloren. Umgebracht oder verraten von Menschen, von denen er einige kennt und mit denen er heute wieder an einem Tisch sitzt. Darüber aber spricht der 59jährige ungern. Zu tief sitzt der Schmerz, zu frisch ist die Erinnerung. Er kratzt sich am Kinn und nestelt an dem weißen Umhang. „Gestern war Krieg, heute haben wir Frieden. Inshallah“, sagt er unwirsch. „Wir sind dazu verdammt, zusammenzuleben.“

Es war diese Einsicht in die Notwendigkeit, die den Weg für eine Lösung bereitete. An Militär und Rebellen vorbei sondierten Emissäre wie Nock Ag Attia zwischen den ethnischen Gruppen und luden die Führer an einen Tisch ein. Schließlich saßen sich 466 Emissäre und Chiefs gegen-

über. Die Kosten ihrer Anreise, Unterkunft und Verpflegung übernahm die GTZ, die das „Programm Mali Nord“ des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) umsetzt. „Wir hatten uns soviel vorzuwerfen, daß wir dachten, wir kommen niemals zu einem Ende“, erklärt Nock Ag Attia.

In den Gesprächen wurden die Bedingungen für den Frieden diskutiert, der in Timbuktu sein weithin sichtbares Zeichen fand, als die Rebellen feierlich ihre Waffen verbrannten und die „Flammen des Friedens“ im März 1996 das Ende des Konflikts markierten. Damit waren die letzten Hindernisse weggeräumt. Die Flüchtlinge konnten zurückkehren.

Der Wüstenhimmel färbt sich ockerfarben. Mit Sand vollgesogene Wolken ballen sich zusammen, schieben sich vor die Sonne und tauchen die Landschaft in goldenes Licht. Der Fahrer würdigt das Naturschauspiel mit keinem Blick. Er nimmt den Fuß vom Pedal, schaltet in den ersten Gang

und gibt erneut Gas. Ein Zittern durchfährt den Vierachser. Mehr nicht. Nur die Zwillingräder fressen sich tiefer in den Sand. Schwitzend öffnet er die Tür und greift zur Schaufel. „Wenn es zu regnen beginnt, sitzen wir in der Wüste fest.“

Sechs Lastwagen bahnen sich ihren Weg von Burkina Faso nach Boni in Nordmali. Zum Schutz vor Sand und Sonne hat sich Hamadu Ag Gatanai seinen Turban aus schwarzem Tuch vor Nase und Mund geschoben. Mehr als 55 Grad herrschen unter der weißen Lastwagenplane. Der Wind bläst trockenheiße Luft über die mit wenigen Büschen und dünnen Bäumen bewachsene

Gefördert wird alles, was Aussicht auf Erfolg hat: Reparaturkooperativen, Ziegelbrennereien, Nähereien, Transportunternehmen. Schulen und Gesundheitszentren werden errichtet, Brunnen gebohrt, Viehherden geimpft und Felder angelegt. Das Programm klammert keinen sozialen oder wirtschaftlichen Aspekt aus.

Entwicklung zum Frieden

Die Lage: Die Lebensbedingungen im Norden von Mali erschweren ein friedliches Miteinander der dort ansässigen Ethnien mit den geflüchteten Tuaregnomaden, die nach Abschluß des Friedensvertrages mit der Regierung in ihre Heimatregionen Timbuktu, Gao und Kidal zurückkehren.

Das Ziel: Die im „Pacte National“ vereinbarten Hilfs- und Entwicklungsprogramme sollen die soziale und ökonomische Infrastruktur in den Nordregionen stärken und damit helfen, das von der Tuaregrebellion Anfang der 90er Jahre besonders stark betroffene Gebiet zu befrieden.

Das Konzept: Humanitäre Soforthilfe sowie eine auf mittel- und langfristige Entwicklungsziele orientierte Beratung staatlicher und nichtstaatlicher Organisationen unterstützen ehemalige Tuaregkämpfer und seßhafte Landesbewohner beim Wiederaufbau und bei der Existenzgründung.

Der Partner: das malische Ministerium für aride und semi-aride Zonen.

Die Kosten: Das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) unterstützt die Technische Zusammenarbeit über das „Programm Mali Nord“ bis August 1999 mit 20 Millionen Mark.

Ebene. 38 Menschen teilen sich die LKW-Pritsche. Dort sitzen sie auf Koffern und Matten, auf Säcken mit Reis und Grieß. Von oben beobachten die Tuareg, wie die Fahrer die Reifen freischaufeln und Äste unterlegen. Dürre und Krieg haben ihnen fast alles genommen, nicht jedoch ihr Standesbewußtsein. Die „Herren der Wüste“ graben keine Lastwagen aus.

Der Konvoi bringt 256 Tuareg nach Mali zurück. Weitere 57 000 Flüchtlinge leben in Algerien, Burkina Faso und dem Niger. Nach der Regenzeit sollen sie zurückkehren. Freiwillig und unter der Obhut des Flüchtlingswerks der Vereinten Nationen (UNHCR). Erfahrung haben dessen Mitarbeiter inzwischen reichlich gesammelt. Seit 1995 transportieren sie malische Flüchtlinge aus den

mauretanischen Lagern nach Mali zurück. Dort startete im Juni 1997 der letzte Konvoi. Inzwischen sind die Camps geschlossen. „Die Rückführung war ein voller Erfolg“, erklärt Arnoult Akodjenou, der Leiter der UNHCR-Mission in Mali. Der Erfolg soll sich jetzt im Niger und Burkina Faso wiederholen.

Mit der Repatriierung ist es freilich nicht getan. Brunnen, Schulen, öffentliche Gebäude sind weitgehend zerstört. Farmer und Viehzüchter leiden unter der anhaltenden Dürre. Und wovon die rückkehrenden Menschen leben sollen, ist unklar. Ohne wirtschaftliche Perspektive jedoch ist zweifelhaft, ob der Frieden von Dauer sein kann.

Deshalb engagieren sich die Entwicklungsfachleute der GTZ im Südwesten von Timbuktu, der einst sagenumwobenen Wüstenstadt. Vom südlich gelegenen Niger bis hoch zum Lac Faguibine soll das „Programm Mali Nord“ die „soziale und ökonomische Lage stabilisieren“. Dort, wo noch in den 60er Jahren ein deutsches Reiseunternehmen wegen des guten Klimas und der angenehmen Wassertemperaturen einen Kurort bauen wollte. Spätestens mit den beiden verheerenden Dürren Mitte der 70er und 80er Jahre wurde das Projekt hinfällig. Das Wasser im Lac Faguibine war verschwunden.

Markttag in Léré, im Westen des Programmgebiets. Eselkarren versperren die Zufahrt, Träger schleppen Reissäcke von LKW-Pritschen in Lagerhäuser und kleine Jungen treiben Ziegenherden mitten durch die Menschenmenge. Fliegen umschwirren die Fleisch- und Fischstände, auf Holzfeuern köchelt Couscous in großen Töpfen. Die Straße ist erfüllt vom Lärm der Schmiede, die am Boden sitzen und Blechteile geradeklopfen. Die Stadt boomt.

Zwei Jahre zuvor glich Léré noch einer Geisterstadt. Für

Nomaden im Aufstand

Die Wurzeln der Unruhen in den Regionen von Gao, Timbuktu und Kidal reichen bis in die Zeit der französischen Kolonialzeit im frühen 20. Jahrhundert zurück. Lebten die Tuaregnomaden zuvor unabhängig in der südlichen Sahara, wurden sie von den Franzosen plötzlich mit Grenzen konfrontiert, die sie vor allem nach der Unabhängigkeit zu unfreiwilligen Bürgern eines mehrheitlich von Schwarzen bewohnten und regierten Staates machten. In der Rebellion von Adrar im Jahr 1963 begehrten sie dagegen erfolglos auf. Der Aufstand wurde von der malischen Armee blutig niedergeschlagen.

Der jüngste Konflikt nahm seinen Anfang am 28. Juni 1990. Rund 40 hauptsächlich aus Libyen zurückgekehrte Tuareg der ehemaligen islamischen Legion griffen den Wüstenort Menaka im Osten an, wobei sie zehn Menschen töteten. Ursachen für den Ausbruch: Die beiden großen Dürren in den 70er und 80er Jahren hatten den Tuareg den Lebensraum genommen. Wachsende Armut, eine kollektive Perspektivlosigkeit sowie eine als demütigend empfundene Gängelung aus dem Süden entluden sich in Angriffen einer kleinen Tuaregminderheit gegen die Symbole des Staates, sprich Militär- und Polizeiposten sowie die Büros der Steuereintreiber.

Unter Druck stehend, suchte der damalige Staatschef Moussa Traoré eine konzipierte Verhandlungslösung. Doch seine im Januar 1991 in Algerien gegenüber dem „Mouvement populaire pour la libération de l’Azaouad“ (MPLA) gemachten Zusagen wurden nach seinem Sturz schnell Makulatur. Auch die zweite Friedensinitiative unter dem Chef der Übergangsregierung, Armee-General A. Toumani Touré, schlug fehl. Auf dem Höhepunkt der Spannungen bildeten Armeeangehörige aus Songhaikreisen die bewaffnete schwarze „Volksbewegung Ganda Koy“ (Herren des Landes) gegen die Rebellion.

Indem sich die Tuaregrebellen vom Nordosten Malis nach Südwesten bewegten, gerieten sie im Westen von Timbuktu, im Vielvölkerraum nördlich des Niger-Binnendeltas in Konflikt mit den dort ansässigen schwarzen Bevölkerungsgruppen. Aus dem politisch motivierten Aufstand wurde zusehends ein ethnischer Konflikt. Angriffe der Rebellen beantworteten Armee und Ganda Koy mit Pogromen gegen die Tuaregbevölkerung. Diese flohen ins benachbarte Ausland, während die schwarzen Malier Schutz im Süden suchten.

Es waren die Führer der ethnischen Gruppen, die erkannten, daß militärisch keine Lösung zu erzielen war. Im April 1995 trafen sie sich in Aglal. Die Regierung war von dem Friedensprozeß überrascht, unterstützte ihn aber rückhaltlos. Ihr Engagement fand in der Table Ronde von Timbuktu im Juli 1995 sowie der Waffenverbrennung vom März 1996 seinen sichtbarsten Ausdruck. (M.N.) ■



Überall im Niemandsland:
Weil ihr Lebensraum keine Schranken
kennt, stoßen die Tuareg auf Grenzen.

Konsens auf der Weide

Als ständige Grenzgänger haben die Nomaden in den Regierungen der Länder, die sie durchstreifen, kaum eine Lobby. Das Bodenrecht oder die Handelswege sind für die sesshafte Bevölkerung gemacht. Den Pastoralisten, wie die mobilen Viehhalter in der Fachsprache der Landwirtschaftsexperten heißen, sind damit Weideplätze und Wanderwege oft versperrt. Auch Nationalparks und Schutzzonen stellen aus ihrer Sicht künstliche Barrieren dar, die sie in ihrer Mobilität einschränken. Die immer knapper werdenden Ressourcen sorgen sogar für Konflikte zwischen den Bevölkerungsgruppen. Die GTZ hat es sich deshalb zur Aufgabe gemacht, hier zu vermitteln.

Im Sektorprojekt zur Förderung standortangepasster Weidewirtschaft (PRASET), das mit mehreren nationalen Vorhaben kooperiert, trägt die GTZ in Mali, Burkina Faso, Tschad, Mauretanien, Senegal, Benin und im Niger dazu bei, staatliche Rahmenbedingungen für mobile Viehhalter zu verbessern. Auf politischer Ebene beraten die Entwicklungsfachleute dabei, wie ein gleichberechtigteres Verhältnis zwischen Sesshaften und Nicht-Sesshaften hergestellt werden kann. Gemeinsam mit ihren Partnern erarbeiten sie Vorschläge, wie Ressourcenkonflikte zwischen

Viehhaltern und Ackerbauern vermieden oder bereits auf regionaler Ebene gelöst werden können. Die Vermittlung von Wissen über traditionelle Fertigkeiten wird unterstützt und der Austausch zwischen Viehhaltern und anderen sozioprofessionellen Gruppen gefördert.

PRASET möchte die Entscheidungsträger auf hoher Ebene davon überzeugen: Das Vorurteil, wonach Nomaden in semi-ariden und ariden Zonen völlig planungslos durch die

Platzmangel am Fluß:
Knappe Wasserressourcen zwingen
zu regeltem Miteinander.

Gegend ziehen, ist endgültig widerlegt. „Mobile Viehhaltung ist bei instabilen Produktionsverhältnissen die beste Form der Viehhaltung“, sagt Annette von Lossau, Fachplanerin in der GTZ-Abteilung Wald- und Viehwirtschaft, Fischerei und Naturschutz. Die Nomaden seien mit ihrer traditionellen Art, die Natur zu nutzen, ein Verbündeter im Kampf gegen die Wüstenbildung. Daß sie nicht in ihrer Mobilität eingeschränkt werden und ihre Produkte nach alter Tradition mit den Ackerbauern austauschen können, sei geradezu eine Voraussetzung dafür, diese Rolle beizubehalten.

Auch in der Technischen Zusammenarbeit mußte diese Einsicht erst reifen. Noch in den 70er und 80er Jahren sollten Projekte mit Tiefbrunnen und neuen Weideschemata die Lebensverhältnisse von Voll- und Teilnomaden verbessern helfen. Die Folge davon: Die Nomaden wanderten nicht mehr wie früher, sondern siedelten sich an den Wasserstellen an. Die hohe Bevölkerungs- und Viehkonzentration an den Brunnen aber führte dazu, daß die sensiblen Gebiete überweidet und ökologisch zerstört wurden. ■

Investitionen fehlte das Kapital, die Menschen waren untereinander verschuldet, nichts ging. „Wir mußten die Wirtschaft erst wieder anschieben“, sagt Henner Papendieck.

In Léré ist das gelungen. Entscheidend für den Erfolg war, daß jede Mark auf dem lokalen Markt investiert wurde. Die Hacken für die Feldarbeit wurden nicht aus der Hauptstadt geordert, sondern von Schmieden in Léré angefertigt. Eselgespanne lokaler Unternehmer und nicht etwa importierte Lastwagen transportieren die Lasten, und Brunnen wie Dämme entstanden mit Muskelkraft.

Gefördert wird alles, was Aussicht auf Erfolg hat: Reparaturkooperativen, Ziegelbrennereien, Nähereien, Transportunternehmen. Schulen und Gesundheitszentren werden errichtet, Brunnen gebohrt, Viehherden geimpft und Felder angelegt. Das Programm klammert keinen sozialen oder wirtschaftlichen Aspekt aus. Inzwischen wurden rund 1000 Einzelprojekte auf den Weg gebracht.

Es fehlt den Menschen nicht an Ideen und mit den deutschen Entwicklungsgeldern auch nicht an Kapital. So haben sich die Frauen von Gargando, einem auf Sanddünen errichteten Wüstennest ohne Bäume, ohne Schatten, zu einer Frauenkooperative zusammenschlossen. In einer eigens errichteten Hütte nähen und färben sie, wie sie es in den mauretanischen Lagern von Ausbildern der Hilfsorganisation World Vision gelernt haben. Die bunten Kleider „made in Gargando“ finden sich inzwischen auf vielen Märkten und werden den Verkäuferinnen aus den Händen gerissen. Die jungen Tuaregfrauen haben keine Lust mehr auf traditionelles Blau oder tristes Schwarz. Lediglich 500 Mark betrug das deutsche Startkapital. Inzwischen leben rund 30 Frauen von den Gewinnen der Kooperative.





Der Bürgermeister tritt heran, streckt seine Arme nach oben zu Hamadou Ag Gatanai. Lange halten sich die Tuareg an den Händen. Keiner von beiden spricht. Sechs Jahre Flucht sind zu Ende, Hamadou Ag Gatanai ist ins Land seiner Väter zurückgekehrt.

Allerdings schaffen derartige Kleinprojekte nicht die benötigte Zahl von Arbeitsplätzen. Schließlich leben in der Region allein 160 000 Menschen. „Um eine entsprechende Hebelwirkung auf die Wirtschaft zu erzielen, brauchen wir einen Knüppel und keinen Strohalm“, sagt Henner Papendieck. Er will vor allem in der Landwirtschaft den Hebel ansetzen, denn der Boden am Niger und im Gebiet des ehemaligen Lac Faguibine ist fruchtbar. Kurzerhand wurden 15 000 Hacken bestellt, Mulis für den Transport und Saatgut gekauft.

Davon profitieren Handwerker und Händler, vor allem die Rückkehrer: Bei ausreichend Regen erwirtschaftet ein Bauer auf einem Viertel Hektar zwei Ernten, die eine achtköpfige Familie ernähren können. Auch das kostet Geld. Rund 2000 Mark pro Hektar müssen investiert werden. Die Fläche ist vorhanden. Allein am Lac Faguibine liegen einige Tausend Hektar brach, die während der Regenzeit bestellt werden können und auch am Niger eignen sich viele Flächen für den Bewässerungsfeldbau.

Wo die Felder angelegt werden sollen, ist zwischen Noma-

den und Bauern, zwischen weißen Tuareg und schwarzen Songoi- oder Bellahgruppen jedoch umstritten. Besonders jene Flächen, die hohe Erträge versprechen und wenig Investitionen erfordern, wecken Begehrlichkeiten auf beiden Seiten.

Seitdem die große Dürre von 1973 die Lebensgrundlage vieler Tuareg zerstörte und sie in den Süden zwang, ist das fragile Gleichgewicht zwischen den „weißen“ Nomaden und den schwarzen Bauern in Sachen Landnutzung aus den Fugen geraten. Unstrittig ist, wem das Land gehört, nicht jedoch die Frage, ob ehemalige Nomaden wie der Tuareg Nock Ag Attia ihren Boden auch als Farmland nutzen dürfen, dafür machen schwarze Bewohner ihre Nutzungsrechte geltend.

So werden aus wirtschaftlichen Entscheidungen schnell grundsätzliche. Sie müssen vorher vorsichtig austariert werden, um den Konflikt nicht wieder anzuzünden. „Wir verlassen uns auf das Wissen der Dorfnotabeln, denn die kennen die Probleme besser als wir“, sagt Henner Papendieck.

In einem Gesamtbeirat und lokalen Beiräten sind alle wichtigen Persönlichkeiten des Distrikts und alle ethnischen Gruppierungen vertreten. Im Beirat werden dann die heiklen Fragen diskutiert und nach einer Lösung gesucht. Ohne Hilfe von außen, denn Richter und beauftragte Parlamentarier haben früher an den Konflikten verdient; also waren sie auch an ihrer Fortsetzung interes-

siert, glaubt Nock Ag Attia. „Wenn uns der Krieg etwas gebracht hat, dann die Überzeugung, daß wir unsere Konflikte selber lösen müssen.“

Hamadou Ag Gatanai auf dem UNHCR-Lastwagen verliert an solche Überlegungen freilich keine Gedanken. Am Morgen ist seine Familie zum letzten Mal auf den Truck geklettert. Je weiter sich der kleine Konvoi von Boni entfernt, desto spärlicher wird die Vegetation.

Lange sitzt der 51jährige versunken auf seinem Gepäck. Erst kurz vor Téméra beginnt der Tuareg zu sprechen, deutet mit den Händen über die Landschaft, die er seit seiner Jugend kennt und zeigt seinen in Burkina Faso geborenen Söhnen, wo er früher seine Herde tränkte, wo es nach der Regenzeit das beste Gras gab, und er erzählt ihnen von den Zeiten, als sie noch mit ihren Tieren durch die Wüste zogen.

Jetzt muß die Familie wieder bei Null anfangen. Hamadou Ag Gatanai hofft darauf, daß er am Niger ein Feld bestellen und Geld für einige Ziegen aufreiben kann. Am Anfang ist die Familie abhängig von den auf sechs Monate befristeten Lebensmittellieferungen des UNHCR: 400 Gramm Getreide, 15 Gramm Öl und 30 Gramm Dosenfisch pro Person und Tag befindet sich in den Säcken, Dosen und Kisten, die UNHCR-Mitarbeiter in den Sand von Téméra stellen. Daneben legen sie die beiden löchrigen Teppiche, die Blechkiste und das Zelt, während die Bewohner um den Lastwagen zusammenkommen.

Der Bürgermeister tritt heran, streckt seine Arme nach oben zu Hamadou Ag Gatanai. Lange halten sich die Tuareg an den Händen. Keiner von beiden spricht. Sechs Jahre Flucht sind zu Ende, Hamadou Ag Gatanai ist ins Land seiner Väter zurückgekehrt. ■

Der Autor ist freier Journalist in Hamburg.